PROFIL

UND WANN WURDEN SIE FREIGELASSEN?

SAADIA MOSBAH

kämpft mit Sarkasmus gegen die Diskriminierung schwarzer Tunesier

Ihre Hände liegen ruhig in ihrem Schoß. »Während der Revolution fühlte ich mich zum ersten Mal als Tunesierin«, sagt Saadia Mosbah. Sie hebt die rechte Hand und lässt sie für einen kurzen Moment auf der linken Seite ihrer Brust verweilen, genau da, wo das Herz sitzt. »Ich wurde nie mit dem Arabischen *mslama*, sondern immer mit dem Französischen *bonjour* begrüßt«, ihre Hand hält nun eine imaginäre Handtasche, »... und man fragte mich oft, ob ich ein Zuhause habe«, ihr Hand lässt die imaginäre Handtasche fallen.

Saadia Mosbahs Hände und auch ihr restlicher Körper sind schwarz. Von ihren Mitbürgern wird die Tunesierin deshalb diskriminiert. Als ihr Bruder kurz vor der Revolution 2011 von einem Soldaten als »dreckiger Neger« beschimpft wurde und nach einer Rangelei zu 15 Jahren Haft verurteilt werden sollte, reichte es ihr: Die 55-Jährige gründete die antirassistische Organisation M'nemty.

»M'nemty« bedeutet »Wer bist du?« oder »Mein Traum«. Das sei allerdings keine Anspielung auf Martin Luther Kings Traum – denn die meisten Tunesier, spöttelt Mosbah, würden bei dem Namen King wohl eher an eine Fast-Food-Kette denken als an den schwarzen Bürgerrechtler.

Die ehemalige Stewardess macht gerne sarkastische Witze, um Aufmerksamkeit für ihren Kampf gegen die Diskriminierung Schwarzer zu gewinnen. Ihr beim Reden zuzusehen, ist ein Ereignis. »Viele Tunesier sagen, ich leide unter Paranoia«, ruft sie, lacht dabei ein lautes Lachen und schlägt mit beiden Händen auf ihre Oberschenkel. Woher sie komme, sei meist die erste Frage, die ihre Landsleute ihr stellten, obwohl sie in Tunis geboren wurde. Ihr Vater kommt aus dem südtunesischen Ort Téboulbou bei Gabès, und seine Vorfahren stammten ursprünglich aus Timbuktu in Mali.

Der alltägliche Rassismus habe seit der Revolution sogar zugenommen: »Die Leute dürfen ihre Meinung nun frei äußern und somit auch ihre rassistischen Gedanken«, erklärt Mosbah und tippt sich mit dem Zeigefinger der rechten Hand seitlich an die Stirn. Ein Bewusstsein für die Existenz von Rassismus gebe es in Tunesien genauso wenig wie Zahlen zur schwarzen Bevölkerung. Ein Soziologe habe sie vor 35 Jahren auf 15 Prozent geschätzt. Mosbah glaubt, die Zahl liege heute weit höher.

Im Süden Tunesiens gibt es zahlreiche Dörfer, deren Bevölkerung ausschließlich schwarz ist. »Klein-Kongo« werde ein Dorf in der Nähe von Tataouine genannt, und im Dorf Ghosba bei Medinine gebe es immer noch nach Ethnien getrennte Schulbusse, erklärt Mosbah. Bekannt für ihre zum Großteil schwarze Bevölkerung ist die Stadt Midoun auf der Insel Djerba, die früher ein Umschlagplatz für Sklaven war. Viele der Bewohner dort stammen von ihnen ab, jedoch nicht alle. Auch das wüssten die wenigsten Tunesier, für die meisten gelte: Schwarzer gleich Sklavennachfahre.

Auf den Friedhöfen von Djerba werden teilweise bis heute Schwarze getrennt von Weißen beerdigt. »Es gab auch weiße Sklaven, aber in deren Pässen steht das heute nicht mehr«, erklärt Mosbah, die selbst nicht von Sklaven abstammt. Weiße Sklaven – genannt *mamluk* – hätten einen höheren Status gehabt als die schwarzen *schuschan*. Aber in den offiziellen Dokumenten der Nachfahren der *schuschan* stehe bis heute »freigelassen von ...« und der Name des letzten Sklavenhalters.

Am 23. Januar 1846 wurde die Sklaverei in Tunesien offiziell abgeschafft. »Das Datum ist den meisten Tunesiern nicht bekannt«, sagt Mosbah, in den Schulen komme das Thema Sklaverei nicht vor. Gegen diese Ignoranz will sie mit ihrer Organisation ankämpfen. Für große Bildungskampagnen fehle ihr bislang jedoch das Geld. Mosbah lässt ihre Hände zurück in ihren Schoß fallen. Einer ihrer beiden Söhne, erzählt sie, sei eines Tages von der Schule gekommen und habe verzweifelt versucht, sich die schwarze Hautfarbe von den Händen zu waschen – Mosbah imitiert das Schrubben der Hände. Für einen Moment scheinen ihre Worte voller Schmerz, bevor sie gewohnt sarkastisch den allzu oft gehörten Satz nachäfft: »Rassismus in Tunesien? Gibt's doch gar nicht!« Laura Pannasch

Die meisten Tunesier, spöttelt Mosbah, denken bei dem Namen King eher an eine Fast-Food-Kette als an den Bürgerrechtler

Foto: Laura Pannasch